

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 22

Artikel: Die Mutter Sauvage
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672018>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

keit zu handhaben und in Zahlen auszudrücken, was das feine Ohr erlauschte. Heißler noch all die Meinungen zu vereinen und zu einem Entschlusse zu verdichten: wir haben den Meister gefunden! Da lob ich mir den siegreichen Sänger, der dem König antwortete: „Die goldne Kette gib mir nicht!“ und in einem herrlichen Bekenntnis zu seiner Kunst, was sie ihm war und wieviel sie ihm bedeutete, erklärte:

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Das ist's: keine Rangordnung, keine Lorbeeren! Die eigene Freude an der Ausübung der Kunst ist des Preises genug.

In voller Abwägung der Schwierigkeiten, möglicher Irrtümer und Ungerechtigkeiten und wohl auch mitbestimmt durch die Goethesche Auffassung ist in jüngster Zeit da und dort bei Sängern darauf verzichtet worden, die Vereine nach peinlicher Abwägung ihrer Leistungen in Ranglisten aufzuführen, die sich gründen auf die mechanischen Zahlen der spitzfindigen Juroren.

Ein unerfreuliches Nachspiel und ein Hader in allen Reihen, die sich redlich Mühe gegeben, bilden oft den Schluß des mit so schönen Reden begleiteten Festes.

Wie wär's, wenn auch die Sportsleute bei ihrer Arbeit auf die Stoppuhr verzichteten, auf die peinliche Abmessung auch der kleinsten

Spanne im Weitsprung, jedes Zentimeters auf der Regatte, wenn sie abzielten auf die Beteiligung möglichst vieler, die ihre Muskeln stählen wollen, ohne sie aufs äußerste anzuspannen?

Und dürften die allzu Eifrigen einmal daran erinnert werden, daß der Sport von heute ihr Sinnen und Trachten, ihr ganzes Wesen, die Kräfte ihres Körpers in einer Weise beansprucht, daß für die Pflege des Geistes nur wenig mehr übrig bleibt?

Der Lebenskünstler wird auch hier den Weg der goldenen Mitte einschlagen. Er steckt sich, wenn er eine strenge Arbeitswoche hinter sich hat, kein allzuhohes und fernes Ziel. Es tut's auch manchmal ohne Pickel und Seil. Er wandert an einen See und sucht ein schattiges Plätzchen auf, und hat er ausgeruht, zieht er ein Buch aus dem Rucksack und läßt sich erzählen, was ein Dichter aus den Schächten seines Herzens geschöpft hat, läßt sich entwickeln, wie ein Denker Fragen des Daseins entrollt. Und, sind sie zwei oder drei, ist es nicht eine köstliche Sache, Kenntnisse und Erfahrungen auszutauschen, den Begleiter oder Freund an geistigen Funden teilnehmen zu lassen, während andere mit schweißtriefenden Stirnen an ihnen vorüberhasten, vom einzigen Gedanken gehebt, das gewonnene Tempo vom letzten Sonntag zu überbieten und am entscheidenden Kampftag als Erster hervorzugehen?

Sport ohne Rekord, das sei die Losung der jungen oder der nächsten Generation!

DIE MUTTER SAUVAGE

Von Guy de Maupassant

I.

Seit fünfzehn Jahren war ich nicht mehr nach Virelogne zurückgekehrt. Im Herbst fuhr ich denn zu meinem Freund Serval zur Jagd, der endlich sein von den Preußen zerstörtes Schloß wieder aufgebaut hatte.

Ich liebte diese Gegend unendlich. Es gibt in der Welt köstliche Winkel, die für die Augen einen geradezu sinnlichen Reiz haben. Man liebt sie mit einer körperlichen Liebe. Wir, die wir

uns von der Erde verführen lassen, wir bewahren zärtliche Erinnerungen an bestimmte Quellen, bestimmte Wälder, bestimmte Teiche, bestimmte Hügel, die wir oft gesehen haben, und die uns nahe gehen, wie glückliche Ereignisse. Manchmal kehrt der Gedanke zu einem Platz im Walde oder zu einem Fleckchen an einem Flußufer oder zu einem blütenbestäubten Obstgarten zurück, die man ein einziges Mal an einem heitern Tag gesehen hat, und die nun in unsern Herzen haf-

ten, wie die Bilder jener Frauen, denen man eines Frühlingmorgens auf der Straße in hellen, durchscheinenden Kleidern begegnet ist und die in Seele und Fleisch ein ungestilltes, unvergeßliches Verlangen zurücklassen, das Gefühl eines Glücks, das man nur streifen durfte.

In Virelogne liebte ich die ganze Landschaft mit den Wäldchen und den Wasserläufen, die wie Adern in den Boden liefen und der Erde ihr Blut brachten. Man fischte darin Krebse und Forellen und Aale. Ach, ein göttliches Glück! Da und dort konnte man auch baden, und in dem hohen Gras, das die Ufer dieser kleinen Bäche umsäumte, fand man häufig Schnepfen.

Ich ging, leicht wie eine Ziege, und sah meinen beiden Hunden zu, die vor mir herliefen und Spuren suchten. Serval, hundert Meter von mir entfernt, durchstöberte ein Luzernfeld. Ich bog um das Gebüsch, das die Grenze des Saudreswaldes bildet, und erblickte die Ruinen eines Bauernhauses.

Plötzlich erinnerte ich mich daran, wie ich dieses Haus zuletzt gesehen hatte; es war im Jahre 1869, damals war es sauber, mit Wein bewachsen, und vor der Tür pickten die Hühner. Was gibt es Traurigeres als ein totes Haus, dessen Skelett sich noch immer kahl und unheimlich aufreckt?

Ich erinnerte mich auch, daß eine brave Frau mir an einem sehr anstrengenden Tage in diesem Haus ein Glas Wein gereicht und daß Serval mir die Geschichte der Bewohner erzählt hatte. Der Vater, ein alter Wilddieb, war von den Gendarmen getötet worden, der Sohn, den ich auch einmal gesehen hatte, war ein großer, magerer Kerl und galt gleichfalls für einen fanatischen Liebhaber alles Jagdbaren. Man nannte sie die Saubage.

War das nun ihr Name oder ihr Spitzname?

Ich rief Serval. Er kam mit seinem langen Stelzenschritt herbei.

Ich fragte ihn:

„Was ist aus diesen Leuten geworden?“

Und da erzählte er mir ihre Geschichte.

2.

Als der Krieg erklärt wurde, meldete sich der Sohn Saubage, der damals dreiunddreißig

Jahre alt war, und ließ seine Mutter allein im Haus. Man hatte nicht viel Mitleid mit ihr, denn sie hatte Geld, die Alte, das wußte man.

So blieb sie also ganz allein in diesem Haus, das fern vom Dorf, einsam am Waldrand lag. Sie hatte übrigens keine Angst, sie war von der gleichen Art wie ihre Männer, eine raube, lange, hagere alte Frau, die selten lachte und mit der nicht zu spaßen war. Die Frauen vom Lande lachen ja überhaupt kaum. Das ist Männer Sache. Ihre Seele ist traurig und unfrei, denn sie führen ja ein trübes, lichtloses Leben. Der Bauer lernt immerhin im Wirtshaus ein wenig lärmende Heiterkeit, aber seine Gefährtin bleibt ernst, und ihre Züge bewahren dauernd eine gewisse Strenge. Die Muskeln ihres Gesichtes haben die Bewegungen des Lachens nie erlernt.

Die Mutter Saubage lebte denn ihr normales Leben unter dem Strohdach weiter, das bald vom Schnee bedeckt war. Einmal in der Woche ging sie ins Dorf, Brot und ein wenig Fleisch holen; dann kehrte sie in ihr Haus zurück. Da von Wölfen geredet wurde, trug sie, wenn sie ausging, das Gewehr am Rücken, das Gewehr ihres Sohnes, eine verrostete, alte Waffe, deren Kolben vom vielen Gebrauch abgenützt war; und es war ein seltsames Schauspiel, die lange Mutter Saubage, ein wenig gebückt, gemächlich durch den Schnee stapfen zu sehen. Der Lauf des Gewehrs ragte über die schwarze Haube hinaus, die ihren Kopf umspannte und ihre weißen Haare umschloß, die noch kein Mensch je gesehen hatte.

Eines Tages kamen die Preußen. Man verteilte sie unter den Einwohnern, je nach Vermögen und Möglichkeiten eines jeden. Die Alte, die für reich galt, bekam ihrer vier.

Es waren vier dicke Burschen mit blondem Fleisch, mit blondem Bart, mit blauen Augen. Trotz den ausgestandenen Strapazen waren sie ganz wohlgenährt geblieben, und dazu waren sie gemüthliche Jungen, obgleich sie sich in besetztem Land befanden. Sie lebten allein mit der alten Frau, erwiesen sich als rücksichtsvoll gegen sie und ersparten ihr, soweit es ihnen nur möglich war, Arbeit und Kosten. Jeden Morgen sah man, wie sie am Brunnen ihre Toilette machten

und in Hemdärmeln in dem harten Schneelicht ihre weißrosa Nordmännerhaut mit dem frischen Wasser wuschen, während die Mutter Sauvage kam und ging und ihnen die Suppe kochte. Dann sah man die vier die Küche putzen, den Boden reiben, Holz spalten, Kartoffeln schälen, Wäsche waschen, kurz, alle Hausarbeiten verrichten, wie vier gute Söhne rund um ihre Mutter.

Doch sie dachte ohne Unterlaß an den ihren, die Alte, an ihren langen, mageren Jungen mit der gebogenen Nase, den braunen Augen, dem starken Schnurrbart, der auf seiner Oberlippe ein kleines Polster aus schwarzem Haar bildete. Jeden Tag fragte sie jeden ihrer Soldaten:

„Wissen sie, wo das dreiundzwanzigste französische Marschregiment hingekommen ist? Mein Junge ist dabei.“

Sie antworteten: „Nein, wissen nicht, gar nichts wissen.“ Und da sie auch Mütter dort drüben hatten, verstanden sie ihren Kummer und ihre Unruhe und erwießen ihr tausend kleine Aufmerksamkeiten. Sie hatte sie übrigens gern, ihre vier Feinde; denn die Bauern kennen keinen patriotischen Haß, das ist eine Sache der höheren Stände. Die kleinen Leute, sie, die am meisten zahlen, weil sie arm sind und weil jede neue Belastung ihnen auferlegt wird, sie, die man in Massen tötet, sie, die das wahre Kanonenfutter bilden, weil sie die Zahl sind, sie, die schließlich unter Grauen und Elend des Krieges am härtesten leiden, weil sie die Schwächsten und die wenigst Widerstandsfähigen sind, sie haben kein Verständnis für kriegerisches Feuer, für jenen ewig reizbaren Ehrenpunkt und für die angeblichen politischen Verflechtungen, die binnen sechs Monaten zwei Nationen zugrunderichten, die siegreiche wie die besiegte.

Wenn man in der Gegend von den Deutschen der Mutter Sauvage sprach, pflegte man zu sagen:

„Das sind einmal vier, die ein warmes Nest gefunden haben.“

Nun, eines Morgens, als die alte Frau allein im Haus war, bemerkte sie draußen auf der Ebene einen Mann, der näher kam. Bald erkannte sie ihn, es war der Botengänger, der die Post auszutragen hatte. Er reichte ihr ein

zusammengefaltetes Papier, und sie zog die Brille aus dem Futteral, die sie zum Nähen brauchte. Und dann las sie:

„Frau Sauvage, dieser Brief soll Ihnen eine traurige Nachricht bringen. Ihr Sohn Victor ist gestern von einer Kugel getötet worden, die ihn sozusagen in zwei Teile zerrissen hat. Ich war ganz in der Nähe, da wir in der Kompanie nebeneinander waren, und er hatte mir aufgetragen, Sie noch am selben Tag zu verständigen, wenn ihm ein Unglück zustoßen sollte.“

Ich habe seine Uhr aus der Tasche genommen, um sie Ihnen zu bringen, wenn der Krieg einmal aus ist.

Mit freundlichen Grüßen

Césaire Rivot,

Soldat zweiter Klasse im 23. Marschregiment.“

Der Brief war drei Wochen alt.

Sie weinte nicht. Sie blieb reglos und war so benommen, so verwirrt, daß sie noch nicht einmal litt. Sie dachte: „Jetzt hat man auch Victor getötet!“ Dann stiegen ihr langsam die Tränen in die Augen, und das Leid füllte ihr Herz. Einer nach dem andern, kamen ihr jetzt die Gedanken, furchtbar, quälend. Sie würde ihn nun nie mehr umarmen, ihren Jungen, ihren großen, niemals! Die Gendarmen hatten den Vater getötet, die Preußen hatten den Sohn getötet... er war von einer Kugel in zwei Stücke gerissen worden. Und ihr war, als sähe sie es vor sich, das Gräßliche: der Kopf, der hinunterfiel, die Augen geöffnet, während er noch das Ende seines langen Schnurrbarts laute, wie er es getan hatte, wenn er zornig war.

Und was hatte man nachher mit seiner Leiche angefangen? Wenn man ihr das Kind wenigstens so ins Haus gebracht hätte, wie ihren Mann, mit der Kugel mitten in der Stirn!

Doch sie hörte ein Geräusch von Stimmen. Es waren die Preußen, die aus dem Dorf zurückkamen. Sie verbarg schnell den Brief in ihrer Tasche und empfing sie ruhig, mit dem gewohnten Gesicht; denn sie hatte gerade noch Zeit gehabt, ihre Tränen zu trocknen.

Sie lachten alle vier, ganz entzückt, denn sie brachten ein schönes Kaninchen mit nach Hause, das sie wahrscheinlich gestohlen hatten, und

machten der Alten Zeichen. Es gebe was Gutes zum Essen!

Sie ging sogleich daran, das Mittagessen vorzubereiten; doch als das Kaninchen getötet werden sollte, fehlte ihr der Mut. Und dabei war es wahrhaftig nicht das erste. Einer der Soldaten tötete es mit einem Faustschlag hinter die Ohren.

Das Tier war nun tot, und sie zog den roten Körper aus dem Fell, doch der Anblick des Blutes, mit dem sie zu tun hatte, das ihr die Hände bedeckte, des lauen Blutes, das sie kalt werden und gerinnen spürte, ließ sie vom Kopf bis zu den Füßen zittern; und immer sah sie ihren großen Jungen entzweigerissen und ebenso rot wie dieses Tier, das noch zuckte.

Sie setzte sich mit ihren Preußen an den Tisch, aber sie konnte nichts essen, nicht einmal einen einzigen Bissen. Die Soldaten verschlangen das Kaninchen, ohne sich um sie zu kümmern. Sie aber sah sie von der Seite an, ohne zu sprechen, während ein Gedanke in ihr reifte und ihr Gesicht trotzdem so gleichgültig blieb, daß sie nicht das Geringste bemerkten.

Plötzlich fragte sie: „Ich weiß nicht einmal eure Namen, und jetzt sind wir doch schon einen Monat beisammen.“ Sie verstanden nicht ganz ohne Mühe, was sie wollte, und nannten ihre Namen. Das genügte ihr nicht; sie ließ sie sich auf ein Papier aufschreiben und die Adressen der Familien dazu, und, die Brille auf der großen Nase, betrachtete sie diese unbekannte Schrift, dann faltete sie das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche zu dem Brief, der ihr den Tod ihres Sohnes angezeigt hatte.

Nach dem Essen sagte sie zu den Männern:

„Ich werde für euch arbeiten.“

Und sie trug Heu auf den Boden hinauf, wo sie schliefen.

Sie wunderten sich darüber, und da erklärte sie ihnen, daß sie auf diese Art weniger frieren würden; und sie halfen ihr dabei. Sie häuften die Bündel bis zum Strohdach und richteten sich so gewissermaßen ein großes Zimmer her mit vier Wänden aus warmem, duftendem Heu, wo sie herrlich schlafen sollten!

Beim Abendessen fragte einer von ihnen besorgt, warum denn die Mutter Sauvage nichts

essen wolle. Sie habe Krämpfe, erklärte sie. Dann zündete sie ein gutes Feuer an, um sich zu erwärmen, und die vier Deutschen kletterten über die Leiter hinauf in ihren Schlafraum, wie jeden Abend.

Sobald die Falltüre geschlossen war, entfernte die Alte die Leiter, dann öffnete sie geräuschlos die Haustüre und holte Stroh Bündel, mit denen sie die Küche füllte. Sie ging barfuß durch den Schnee und so leise, daß man nichts hörte. Von Zeit zu Zeit lauschte sie auf das dröhnende, ungleichmäßige Schnarchen der vier eingeschlafenen Soldaten.

Als sie fand, daß ihre Vorbereitungen fertig waren, warf sie eines der Bündel in den Kamin, und sobald es Feuer gefangen hatte, verstreute sie das brennende Stroh auf die andern Bündel. Dann trat sie aus dem Hause und sah zu.

Eine heftige Helle beleuchtete wenige Sekunden später das ganze Innere des Hauses, dann war alles ein furchtbares Meer von Flammen, ein riesiger, glühender Backofen, dessen Schein durch das enge Fenster sprang und einen leuchtenden Strahl über den Schnee warf.

Dann aber erscholl ein großer Schrei vom Dach des Hauses, und dann ein Rufen und Heulen von Menschenstimmen, ein herzerreißendes Jammern von Angst und Entsetzen. Die Falltüre war hinuntergestürzt, ein Feuerwirbel schwang sich in den Dachboden hinauf, durchstieß das Strohdach, stieg wie die ungeheure Flamme einer Fackel zum Himmel auf; und nun brannte das ganze Haus.

Aus dem Innern hörte man nichts mehr als das Knistern des Brandes, das Krachen der Mauern, das Einstürzen des Gebälks. Plötzlich brach das Dach zusammen, und mitten aus einer Rauchwolke schleuderte das rotglühende Gerippe des Hauses ganze Garben von Funken hoch in die Luft.

Die weiße, vom Feuer erhellte Landschaft glänzte wie ein rotgeflecktes silbernes Tischtuch.

In der Ferne begann eine Glocke zu läuten.

Die alte Sauvage stand aufrecht vor ihrem zerstörten Heim, in der Hand hatte sie ihr Gewehr, das Gewehr ihres Sohnes, denn sie fürchtete, einer der Männer könnte entkommen.

Als sie sah, daß es zu Ende war, warf sie ihre Waffe in die Glut. Ein Knall ertönte.

Leute kamen eilig, Bauern, Preußen.

Man fand die Frau auf einem Baumstamm sitzend, sie war ruhig und zufrieden.

Ein deutscher Offizier, der französisch sprach wie ein Franzose, fragte sie:

„Wo sind Ihre Soldaten?“

Sie streckte ihren mageren Arm nach dem roten Schutthaufen, der langsam erlosch, und sie antwortete mit starker Stimme:

„Dort drinnen!“

Man drängte sich um sie. Der Preuße fragte:

„Wie ist das Feuer entstanden?“

Sie sagte klar:

„Ich habe es gelegt.“

Man glaubte ihr nicht, man nahm an, das Unglück habe ihr plötzlich den Verstand geraubt. Doch als alle sie umstanden und zuhörten, erzählte sie das Ganze von Anfang bis zu Ende, von der Ankunft des Briefes bis zum letzten Schrei der Männer, die mit dem Hause verbrannten. Sie vergaß auch keine Einzelheit, von dem, was sie gefühlt, noch von dem, was sie getan hatte.

Als sie fertig war, zog sie zwei Blätter aus der Tasche und, um sie beim letzten Schein des Feuers zu unterscheiden, setzte sie sorgfältig die Brille auf. Sie hob das eine Blatt: „Das hier ist Victors Tod.“ Dann hob sie das andere, wies mit dem Kopf nach den glühenden Trümmern und sagte: „Da da sind ihre Namen, damit man ihren Leuten schreiben kann.“ Sie reichte das

Blatt dem Offizier, der sie an den Schultern festhielt, und dann begann sie von neuem:

„Sie können ihnen schreiben, wie es geschehen ist, und Sie können auch ihren Eltern sagen, daß ich es bin, die das gemacht hat, Victoire Simon, die Sauvage! Vergessen Sie das nicht!“

Der Offizier brüllte deutsche Befehle. Man packte sie, warf sie gegen die immer noch heißen Mauern ihres Hauses. Dann stellten sich zwanzig Mann rasch in zwanzig Meter Entfernung ihr gegenüber auf. Sie rührte sich nicht. Sie hatte verstanden; sie wartete.

Ein Befehl erscholl, dem sofort eine Salve folgte. Ein verspäteter Schuß ging ganz allein nach den andern los.

Die Alte fiel nicht. Sie sank zusammen, als hätte man ihr die Beine abgeschnitten.

Der preussische Offizier trat heran. Sie war beinahe in zwei Stücke zerrissen, und in der verkrampten Hand hielt sie noch ihren blutgetränkten Brief.

Mein Freund Serval fügte hinzu:

„Als Vergeltungsmaßregel haben die Deutschen dann das Schloß zerstört, das mir gehörte ...“

Ich aber dachte an die Mütter der vier gutmütigen Burschen, die da drinnen verbrannt waren, und an das wilde Heldentum jener andern Mutter, die an dieser Mauer füsilirt worden war.

Und ich hob einen kleinen Stein auf, der noch vom Feuer geschwärzt war.

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Aus dem Raupenleben

Raupen entschlüpfen Eiern; aber sie selber legen keine Eier. Ihr Lebenszweck ist ein anderer: fressen, damit sie rasch wachsen. Sie fressen den ganzen Tag oder die ganze Nacht, viele sogar beinahe ununterbrochen Tag und Nacht. Die ausgewachsene Schmetterlingsraupe, die meistens nur einige Wochen, selten wenige Jahre alt ist, wiegt in ausgewachsenem Zustand etwa 50 000 mal mehr als das winzige,

frisch aus dem Ei gekrochene Räumchen. Die ziemlich starre Haut vermag dem schnellen Wachstum nicht zu folgen, und drei bis sieben mal im Raupenleben, meistens fünf bis sechs mal, streift sie sie ab. Allemal, wenn die Haut prall gefüllt ist, hört die Raupe auf zu fressen, entleert aber noch viel Kot und zieht sich an einen Ort zurück, wo sie möglichst ungestört und unbelästigt ist. Nach längstens einigen Ta-